

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

L i t e r a t u r - u n d K u n s t b l a t t .

N^o 49.

(VII. Jahrgang.)

Freitag, den 26. Februar.

1836.

Christian Gottfried Schüg. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes; nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedr. C. Zul. Schüg. Zweiter Band. gr. 8. XXII und 562 S. Halle, 1835. Druck und Verlag von C. F. C. Scharre.

Mit diesem Bande ist die Auswahl aus einem größtentheils höchst interessanten und lehrreichen Briefwechsel beschloffen, und ein dritter das Ganze krönender — nach Erwartung des finis coronat opus — Band wird die Biographie und Charakteristik eines Mannes geben, der sich über 40 Jahre lang die wesentlichsten Verdienste um alle Theile der Literatur erworben hat. Je mehr man aber aus dem Briefwechsel zur Hochschätzung dieser Verdienste sich gezwungen sieht, um so tiefer muß man sich gekränkt fühlen, daß Neid und Mißgunst, Faulheit und Ignoranz entweder verabsäumten, dem Verewigten den wohlverordneten Vorbeerfranz auf's Grab zu legen, oder sein Andenken auf eine höchst bejammernswerthe Weise feierten. Ein Professor Gruber; durch Schüg befördert und gehoben, durch Schüg an die Spitze der allgemeinen Hallischen Literaturzeitung gestellt, also Schüg zum größten Danke verpflichtet, gibt erst drei Jahre nach dem Tode dieses seines Freundes, Gönners und Wohlthäters eine Lebensskizze — aber welch' eine? — Eine solche, die nicht werth ist, daß man durch ihre Charakteristik sich die Feder befudelt. Um diese Mißhandlung des verdienstvollen Mannes nach seinem Tode zu vollenden, muß es, leider! noch einen Professor Jakob geben, der sich, wie es scheint, nur aus Gewinnsucht zum Biographen aufwirft, und einen von den lächerlichsten Schnigern strogenden Aufsatz liefert. Mit Recht donnert die Indignation des Sohnes Zul. Schüg dieses par nobile fratrum mit einem Quos ego! — an, daß sie an ihrem Sterbetage noch nicht vergessen haben werden. Sehr klüglich hat übrigens Hr. Professor Gruber gethan, daß er den Abdruck seiner Briefe an Schüg vermittelt der preussischen

Censurbehörde inhibirte, weil man aus denselben noch mehr erkennen würde, ein wie schändliches Laster Undankbarkeit ist. Vielleicht steht sie noch tiefer als die notorische Kriecherei und Heuchelei. Ein Dritter, den Zul. Schüg nicht wegen unberufener Einnischung und aufgedunsener Ignoranz wie Jakob, nicht wegen der Unterlassung einer Gewissenspflicht und wegen der Nichterfüllung eines oft und vielfach gethanen Versprechens wie Gruber geißelt, sondern wegen dargelegter Mißbilligung über die Publication seiner Briefe mit der eisernen Hand seiner Dialektik faßt, ist der jüngst verstorbene Hofrath Böttiger. Wie unrecht dieser auch gehandelt und wie unhaltbar auch seine Protestation gewesen seyn mag, wir gestehen, daß dessen deductio ad absurdum gerade den entgegengesetzten Eindruck von der der beiden oben genannten Herren gemacht, d. h. uns geschmerzt hat. Böttiger war ein grundguter Mensch, das Laster der Unzuverlässigkeit, Heuchelei und Undankbarkeit lag ihm fern, und Unwissenheit, Eitelkeit und Gewinnsucht haben ihn nie verleitet, eine Notabilität zu verunstalten. D'rum rief unser Herz beim Lesen dem Herausgeber oft ein parce, precor zu, daß, leider! wie die Gruber'sche Herz- und geistlose, aber desto schnigervollere Lebensskizze in der Halle'schen Literaturzeitung, wenn auch nicht ziemlich um drei Jahr, doch beinahe um ein Jahr zu spät kommt. — Man lese die Vorrede; sie ist mit einer Laune geschrieben, die mit Schwertes Schärfe trifft, dabei den beiden ersten Gegnern zu einer gelinden Verzeihung verhelfen, oder allerwenigstens sie in einen moralischen Kagenjammer werfen wird.

Die Briefe selbst haben wir nicht nur durchblättert, sondern meistentheils mit Aufmerksamkeit und Theilnahme durchlesen. Sie enthüllen ein Stück des inneren literarischen Mechanismus, berühren bald weitläufiger, bald kürzer diesen und jenen Punct der Gelehrsamkeit, beantworten im eindringlichen Tone herzlicher Mittheilung manche wichtige Frage über Wissenschaft und Leben, geben Aufschlüsse über persönliche Verhältnisse, besprechen Universitätsangelegenheiten, charakterisiren den scientificen und politischen Stand der Zeit und gestatten den Einblick in so manches Herz, hier unsere Meinung verwerfend, dort sie bestätigend.

Von dem Letzteren nur ein Beispiel. A. W. v. Schlegel ist uns immer vorgekommen wie die personifizierte Grobheit, versetzt mit einer bedeutenden Dosis von Anzüglichkeit und Nichtachtung alles Achtbaren. Nichts hätte uns in dieser Ansicht mehr befestigen können, als die hier mitgetheilten Briefe von Schlegel an Schüz. Sie sind die einzigen, die dem Antesignanen der Gelehrsamkeit und Koryphäen der Kritik Geißer in's Gesicht speien. Wie anders erscheint dagegen der Charakter eines Schiller, Wieland, Bürger? Wie weit sind sie von Herzlosigkeit, roher Annäherung und ekler Grobheit entfernt und wie durchweht ihr Wesen der Hauch der Bescheidenheit, Liebe und Milde? Wer einst eine Geschichte der Bengel, Flegel und Pöbsei in der Literatur schreiben will, der wird A. W. v. Schlegel als Centralpunct zu betrachten haben, in dem sich alle Strahlen der genannten Tugenden vereinigen. Auch die Briefe an Schüz nöthigen dazu. Es bliebe uns in ähnlicher Hinsicht wie in den angegebenen anderen noch unendlich Vieles übrig, auch wenn wir die Beispiele zu hundert anhäufeten, denn der Gelehrte, Schriftsteller und Dichter, deren Briefe wir lesen, gibt es 191, und von diesen sind vielleicht nur 30 Briefe da, deren Uebergang ohne Nachtheil gewesen wäre. Dagegen gibt es wiederum mehrere Decaden Gelehrte, bei denen man bedauert, daß nicht mehr Briefe von ihnen vorhanden sind. Vielleicht fanden sich nicht mehr im Nachlasse vor, vielleicht trat die Censur zurückweisend und nach ihrer Weise — castrierend ein, was man oft an der hier und da vorkommenden Abgerissenheit und Lückenhaftigkeit bemerkt. Es wäre Schade, wenn uns der Herausgeber nicht auf irgend eine Weise, durch irgend ein legales Verfahren dafür schadlos halten wollte. Eben so erregen mehrere Briefe an ihn, Schüz den Sohn, das Verlangen, daß eine solche Sammlung von Briefen, versteht sich: nach strenger Auswahl, erscheine, vielleicht mit einem Anhang von Briefen an Schüzens Gemahlin. Auch von diesen Briefen nämlich sind einige schmackhafte Proben vorhanden. Namentlich aber sind es die Briefe des Hrn. v. Rambohr an die Schüzin, welche das Interesse unserer Zeit ganz besonders in Anspruch nehmen. Sie sind nicht nur ästhetisch, kritisch, sondern auch von der Art, daß ein Gutzkow'sches Genie sie mit leichter Mühe und nur einigem ergänzenden Beitrag der Phantasie zur Verfechtung antimatriemonialer und ähnlicher Grundsätze brauchen könnte. Zugleich kommt dabei ein belletristisches und philosophisches Interesse in Anregung, denn es finden sich daneben ziemlich absprechende Urtheile über Jean Paul und Goethe, Abmahnungen von der Kant'schen Philosophie, Spöttelei über Fichte, eine Abhandlung über die Liebe nach Sokrates und Plato — Alles vortreffliche zeitgemäße Sachen. Dabei vergesse man nicht, was Hr. v. Metzger über den Charakter des oben erwähnten A. W. v. Schlegel und die Achtungswürdigkeit seines literarischen Wirkens *sincero corde* vorbringt. Wir trennen uns ungern von dem Einzelnen, wählen noch folgendes Doppelzugend von Namen der Briefsteller: v. Archenholz, Balbi, Bredow, Greuzer, Eichstädt, Feuerbach, Fichte, Garve, Heeren, Herder, v. Humboldt, Isfand, Kästner, Krug, Luben, Paulus, Platner, v. Raumer, Reinhard, v. Schilder, v. Stollberg, Tennemann, Wegscheider, Zimmermann, und schließen mit Niemeyer's, dieses unsterblich verdienten Mannes, Wunsch: „von Deines (Schüzens) Gei-

stes Schwingen miß anreicht — Dir nach, dem Höchsten nachzu-
ringen,“ nachrufend noch einmal mit seiner Stimme: „Hunc sibi-
bus novis, hunc Lesbio plectro, te tuasque decet sorores!“ Gruber und Jakob — habeant sibi, denn jeder Rechtliche weiß, was er über sie in ihrem Benehmen gegen den hochverdienten Todten zu denken hat. Wir wollen mit keiner grellen Dissonanz enden, und es sey genug, sie, die Kleinen, Niemeyer, dem Großen, entgegengestellt zu haben.

Das Aeußere des Buchs hat ein sehr altgelehrtes Ansehen, d. h. es ist gut, könnte aber etwas ästhetischer gedruckt seyn.

Jugendwanderungen. Aus meinem Tagebuche für mich und Andere. Von dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger.

Mit Siebenmeilenstiefeln habe ich diesen 16 Bogen starken Band durchlaufen, und nun schwirren hunderte Orts- und Personennamen in meinem Gehirne und machen mir Kopfschmerz. Dieß ist wohl der einzige Profit, den man aus diesem Buche ziehen kann, und welchen man mit 2 Rthlr. bezahlen muß. Wahrhaftig, der Fürst Pückler-Muskau gäbe nicht so viel darum, er geizte in seiner Jugend vielmehr mit dem Gelde, wie man aus diesen Tagebuchsblättern deutlich ersieht. Er wanderte zu Fuße mit dem Knüttelstab in der Hand und den Freund Alex. von Wulffen, dem dieses Buch in treuer Erinnerung gewidmet, an der Seite; er ritt auf einem Esel, er handelte mit dem Postillon, er zankte mit dem Vetturin, er zahlte den Wirthen die Hälfte der Rechnung, trotz allem Lärmen und Schreien und das Alles nicht etwa aus Passion, sondern, wie er selbst gesteht, der Sparsamkeit halber. Besser, als mit ausgestreckten Beinen in einem bequemen *vis à vis* sitzend, hintenauf Jäger und Jagdhund, wie sich der Fürst im *Semilasso* schildert, — besser gefällt er sich in der Sphäre unbemittelter Reisenden, die jeden Pfennig zu Rathe halten, in Staub und Sonnenhitze dahin keuchen, und des Nachts mit dem ärmlichsten Mahle und Lager verlieb nehmen müssen. Umständlich berichtet er dergleichen, er zählt sogar die 90 Stufen, welche in sein bescheidenes Logis im sechsten Stockwerke führen. Daß er aber solche kleinliche Situationen veröffentlicht, ist bloß — Koketterie. Daran werden jedoch die Leser eben so wenig Geschmack finden, weil es ein Fürst oder Verstorbenen geschrieben, und die Besorgniß, in der an eine Fürstin gerichteten Vorrede ausgesprochen, das Publicum möchte dieses nur subjectiv interessante Buch nicht goutiren, zeigt von ganz klarem, gesundem Verstande. Allein — die Fürstin hat schlechte Augen, kann Geschriebenes nicht gut lesen, und der galante Fürst läßt das Manuscript abdrucken, und wir armen Bürgerlichen müssen nun 2 blanken Thaler hingeben und noch dazu auf 260 Seiten lesen, wie und wo er in seiner Jugend herumgewandert, was für Alterthümer er gesehen, welche Kunstgalerien er besucht &c. &c. — Frankreich gibt wenig Ausbeute und von Italien lesen wir S. 224, „daß man überall unerträglich von Flöhen geplagt wird.“ Es ist keine Uebertreibung, wenn ich versichere, daß meine weißen Strümpfe, wenn ich über die Gasse ging, zuweilen wie schwarz getüpfelt erschienen.“ Er erzählt S. 177, „daß in der Oper zu

Rom, während eines Duells der Kampenpöbel ohne Scheu auf das Theater kam, um einige Lampen in Ordnung zu bringen, und genirte sich dabei so wenig, daß er nach beendigtem Geschäfte noch eine ganze Weile stehen blieb, um — sich den Schenkel zu krugen, wo ihn ein Floß zu incommodiren schien. Ländlich, sittlich!“ S. 211 aber steht: „In Trave fand ich eine sehr hübsche Wirthin und die größten Flöße, eine Plage Italiens, die zuweilen unerträglich wird.“ — Also ein Fürst schrieb schon vor 30 Jahren dasselbe, was die guten lieben Deutschen jetzt für eine bloße Imagination des Hrn. G. Nicolai halten, und Referent kann es als Körperzeuge bestätigen, daß er, wenn nicht die größten, und auch nicht bei einer schönen Wirthin, doch immer genug dergleichen Thierchen gefunden, die seine weiße Wäsche schwarz tüpfelten, und war oft genug Augenzeuge, wie man sich im Theater und auf Bällen, im Café und auf Promenaden ganz ohne Scheu juckte, kratzte und, rein deutsch gesprochen — Fische fing. Welche Plage für einen Fürsten! aber er fand Entschädigung bei den reizenden Italienerinnen, die ihm besonders wohlgefielen. Nicht jene Mädchen, die, wie er erzählt, Ausrufer und Anpreiser in der Stadt zur Werbung umherschickten. Zu solch' einem ließ er sich — rein des Spases wegen geleiten. Der Führer fragte gleich im Eintreten: Quanto ei paga da lei? Ma quattro Scudi, le sapete, sagte das wirklich schöne Kind; allein der Fürst schreibt, er ging hinweg, ohne zu offenbaren, ob aus Enthalt- oder Spar-samkeit. In Rom verlebte sich der Fürst, wie er in einer Note entschuldigend schreibt, da nun sein Tagebuch abgerissen und lückenhaft ist. Ach, hätte er sich vor dieser Reise ver-
liebt!! —

Es mag dieses Buch wirklich in den Jahren 1808–9 geschrieben seyn, jedoch sind Ansichten der Gegenwart mit einge-mischt, die so fremdartig darin aussehen und sich so linksch berechnen, wie der Fürst Pückler-Muskau mit dem Ränzchen auf dem Rücken auf der staubigen Landstraße unter Handwerks-burschen und Fuhrleuten. Er hat sich aber auf diesen Reisen gar viele bürgerliche Freunde und bürgerliches Renommée erwor-ben, und will nun seine Popularität, so sehr sie ihn auch genirt, nicht aufgeben; daher findet man aristokratische Gedan-ken neben demagogischen Witz, fürstliche Verschwendung neben

kaufmännischer Knickerei, den gebildetsten Kunstkenner neben dem Pedanten, kurz den Lebenden neben den Verstorbenen. — Fürst Pückler kann nichts erzeugen, nichts schaffen, nichts erfinden; er empfängt nur und portraitiert. Daher muß er Jeden sprechen, Jedes sehen, sonst ist er nicht im Stande, es zu zeichnen, zu beschreiben. Deshalb hat er Deutschland und Italien, Frankreich und England durchkreist, durchzieht nun Afrika und wird wohl den ganzen Erdball durchwandern, um nur Alles gesehen zu haben. Er malt Länder und Städte recht hübsch und anziehend, aber die Menschen sind das Element, worin er sich schön und sicher herumtummelt. Sonderbar ist es, daß der Verstorbene besser die Lebenden zeichnet, als die Todten. Diese kennt er nicht, und er bringt daher bloß Anek-doten; an jene klettet er sich aber wie ein Vampyr und saugt das Pikante aus allen ihren Adern. Man bemerkt, wie wohl und leicht ihm wird, wenn er einen Menschen erblickt, sey es ein Theaterdirector oder ein Papst, ein altes Weib auf einem pissenden Esel oder eine schöne Gräfin, die kopfüber aus dem Sattel fällt. Situationen schildert er meisterhaft, und er haucht danach bei ausgezeichneten bekannten Personen. Die Gesellschaft ist daher das Feld, wo Früchte für sein Tagebuch wachsen und gedeihen, seine Feder erhält im Salon Futter für die Briefe, für Frutti und Wanderungen, und für Hallberger in Stutt-gart, der den Bogen theuer genug verkauft.

Es ziemt sich jedoch nicht für einen Fürsten, Bücher zu schreiben, und der Fürst Pückler-Muskau hat daher den Schrift-steller zu Grabe getragen. Der Salon ist die Gruft und die Briefe der Sarg, worin er die Hülle des Verstorbenen aufbe-wahrte. Der Fürst aber ist ein eitler Mäcen, und zimmert seinem todtten Günstlinge von Zeit zu Zeit einen andern Sarg nach der neuesten Mode. Tutti Frutti waren gleich Anfangs morsch und faul, und der Fürst hobelt jezt in Algier einen modernen Sarg. Damit aber der Verstorbene inebz nicht auf bloßer Erde liege, fügte er alte Bretter zusammen, überstrich sie mit frischem Lack, und legte ihn in Reiselleidern hinein. So ent-stand das beurtheilte Buch, auf welches der Ausspruch eines der scharfsinnigsten Kritiker über die Briefe genau paßt: Eine gewöhnliche Reisebeschreibung, aber keine gewöhnliche Reise.

Literarischer Beobachter.

Die Zeitschrift, welche, als mehrere Länder in immerwäh-rende politische Controle nehmend, in Deutschland keinen Ver-leger finden konnte, hat Wörne nun, unter dem Titel: „La balance, revue allemande et française“ in Paris begon-nen, wo sie — schwerlich den besten Fortgang haben wird.

Als Brückner das Censuramt in Leipzig erhalten hatte, schrieb er am 9. Januar 1812 an Prof. Schäg in Halle: „Gewiß erwartet die sächsische Regierung von demjenigen, dem sie das Censuramt anvertraut, nicht nur Wachsamkeit und Scharfsicht, sondern auch liberale und humane Gesinnun-gen,“ und redet daher im Vorhergehenden von der sächsischen Regierung als von einer „in ihren Grundsätzen für so rechtlich gehaltenen.“ D, daß es immer so wäre!

[Bettina.] Im Literaturbl. d. Mitternachts. Nr. 176 (1835) wird es von D. L. B. Wolff für ein Räthsel erklärt, daß Bettina das Buch: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, hat drucken lassen. Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels erklärt sich aber einestheils durch — Eitelkeit. Bettina macht dadurch der Welt bekannt, daß sie in näheren Verhältnissen mit dem großen Goethe gestanden; darüber vergißt sie, wie kalt und schändlich er sie behandelt und ihn oft deutlich zu verstehen gege-ben: wie lästig sie ihm sey. Es ist ihr daher mit Goethe ge-gangen, wie jenem Amtmann mit Friedrich dem Großen. Er hatte einer Musterung der Truppen dieses großen Königs als Zuschauer beigewohnt. Nach deren Beendigung aß er an einer Table d'hôte und versicherte, sich brüstend: „Der König hat mit mir gesprochen.“

Aller Augen richteten sich auf ihn; man beneidete ihn we-gen dieser Auszeichnung. Da fragte ihn Einer der Gäste: „Was hat er Ihnen denn gesagt?“

„Was sollt' er mir gesagt haben. Ich kam ihm, mein Pferd nicht genug im Zaum haltend, zu nahe; da rief er mir zu: Hundskott! aus dem Wege!“

Man konnte sich des Lachens nicht enthalten. „Was ist denn darüber zu lachen!“ äußerte der Amtmann, er hat doch mit mir gesprochen.“ †)

[Frau von Chezy.] Diese hat in einem Aufsatz über Rahel in der Revue du Nord eine große Ähnlichkeit zwischen dieser und der Frau von Sevigné gefunden. In zwei Stücken, die sie indes nicht berührt hat, findet diese Ähnlichkeit vorzüglich statt. Beide waren nichts weniger als hübsch und Beide ungemein — eitel.

[Tieck.] In einer Zeitschrift wird es Tieck in seiner Novelle: „Eigensinn und Laune“ mehr als Alles, was mit so vieler Wahrheit und Recht im Planeten gerügt worden, zur Last gelegt, daß er bei dem Aufruhr, wo das Bordell der Heldin seiner Novelle gestürmt wird, die revolutionäre Zugend als einen Haufen lieberlichen Gefindels geschildert hat, in dessen Köpfen auch nebenbei sich ein kindisches Gelüst zu einer Staatsreform geregt habe, weil der Dichter bei dieser Dürftigkeit in der Auffassung einer krankhaften, aber tiefer liegenden Zeitstimmung weder zum Humor noch zu einem übersichtlichen Standpunkt habe kommen können. Diejenigen, die daher auf diesem letzten Standpunkt stehen, sollten es vielmehr dem Dichter Dank wissen, daß er nach ihrer Ansicht auf einer niedrigen geblieben ist, denn in dieser umsichtlichen liegt die beste Apologie der Maßregeln, welche von Seiten der Regierungen wider diese Zeitstimmung ergriffen worden sind, und das Eingeständnis von solcher Rechtfertigung sie vor den Augen derjenigen, die sich noch nicht in einem Zustand befinden, von dem der Tabler der Tieck'schen Novelle doch eingestehen muß, daß er krankhaft sei. Je gefährlicher ein Patient, um desto mehr muß ein umsichtiger Arzt heroische Mittel gebrauchen, wenn auch der Kranke die Arznei zu bitter findet und sich dagegen sträubt, sie hinunterzuschlucken. Es ist für Gehirnentzündung kein besseres Mittel, als Sturz- und Tropfbäder; sie sind aber freilich höchst peinlich und schmerzhaft für den, dem sie der Arzt verordnen muß. ††)

[Literarische Seehelden.] Wenn die Franzosen an Eugene Sue einen Schriftsteller haben, der für Seegeschichten, ja selbst für die Geschichte der Marine, große Bedeutung erlangt hat, so hat bei den Engländern der Capitain Marryat durch seine Seeräuber und seine Kutters sich den gleichen Ruhm erworben.

[Alex. Dumas.] Alex. Dumas bringt von seiner achtmonatlichen italienischen Reise als wissenschaftliche und poetische Ausbeute unter andern zurück drei fertige Dramen (und darunter Paul Jones und Don Juan à Paris), mehrere impressions de voyage und eine metrische Uebersetzung der Dante'schen divina commedia.

[Zeitschrift auf den Sandwichinseln.] In der Hauptstadt der Insel Oahu Honolulu (mit 7000 Einwohnern und drei Pressen, welche von den Missionärs beschäftigt werden) hat der amerikanische Missionär Tinker eine Zeitschrift gegründet.

[Krieg.] Die Berl. „Pandora“ hört nicht auf, Bombe auf Bombe gegen den Altenburger Eremiten zu entsenden. Es faust gar gewaltig in den Läften zwischen Berlin und Altenburg, und wenn jede Kugel träfe, so müßte die alte Burg sicherlich zusammenstürzen. Sie wird sich aber halten.

[Bern, wie es ist.] Man hat das Buch eine chronique scandaleuse genannt. Im Sinne wohlbekannter franz. Bücher, die diesen Titel führen, paßt derselbe nicht, denn von nackten Lieberlichkeiten kommt hier nichts vor; will man es aber so nennen, weil von den aufgeführten Subjecten nichts Erbauliches gesagt ist, so wollen wir mit Niemandem hierüber rechten. War es Suetonius Schuld, daß er von den vier ersten Nachfolgern des Augustus eine chronique scandaleuse gab? — So ein Recensent P. T. in der Genaischen allgem. Literaturzeitg. Nr. 216 vor. 3.

[Anfrage.] Wie ist es möglich, daß ein umsichtiger Redacteur nachstehende Verse in eine Zeitschrift einrücken kann:

Gegenmittel.

Warum mögt Ihr, o Fürsten, oft Bücher consiciren?
Das kann wahrhaftig nimmer Euch zu dem Zwecke *) führen;
Der unbekannte Schreiber wird dadurch erst bekannt,
Das unbedeutende Büchlein erscheint interessant.
Ich weiß ein sichres Mittel, und es ist nicht zu theuer,
Das stopft dem Mund, ich wette, dem tollsten Freiheitschreier;
Ich weiß ein sich'res Mittel — Ihr Fürsten merkt es Euch —
Setzt solchem Ranz zehn Thaler, und — er ist Euer gleich.

G. v. Ludwig.

Wenn man diese holprigen Reime liest, so glaubt man sich in die Zeiten eines Gottsched versetzt; aber was noch schlimmer ist, der Verfasser dieser Zeilen begehrt die Unschicklichkeit, daß er sich auf diese Weise ungerufen zum Rathgeber von Fürsten aufwirft. Es ist unter ihrer Würde, von solchen Schreibern Rath zu nehmen. Jeder Groschen wäre eine weggeworfene Perle, und ein Fürst, der für so viele Sieche, unverschuldet Nothleidende, Witwen und Waisen zu sorgen hat und auch väterlich sorgt, wird sich gewiß bedenken, an solche „Räuze“ zehn Thaler zu verschleudern. †††)

[Die verbotenen Bücher betreffend.] Die Redaction des Planeten hat seit geraumer Zeit angefangen, einen Catalogum librorum prohibitorum zu geben. Die Leser des Planeten sind dafür sehr dankbar, und ich darf, als einer derselben, wohl die Bitte wagen, mit diesem Verzeichniß fortzufahren. Allein mir scheint in dem letzten Verzeichniß in Nr. 305 v. J. eine Unrichtigkeit eingeschlichen zu seyn. „Die Worte eines Gläubigen in Deutschland“ können nämlich unmöglich verboten seyn. Dieß Buch enthält nämlich eine Vertheidigung der Monarchie gegen die Annahmen der Adels-Rasse, — nicht des reichen Majorats-Adels, nicht der überall beliebten Standesherrn — sondern eines armen Adels, der ernten will, wo er nicht gesät hat. Wer dieß Buch verbieten wollte, müßte den Willen haben, diesem Adel die souveräne Gewalt in die Hände zu spielen. So weit wird sich kein im Amte befindlicher Edelmann vergessen. Er wäre sonst des Hochverrathes anzuklagen. Ich bitte daher diesen Irrthum (?) zu berichtigen.

A. G. r.

*) Zu welchem?

† u. †† u. †††) Ne quid nimis, Hr. — r.!

D. Red.